

## Differenz und Dekonstruktion: Anmerkungen zum "Paradigmenwechsel" in der Frauenforschung

Knapp, Gudrun-Axeli

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Knapp, G.-A. (1997). Differenz und Dekonstruktion: Anmerkungen zum "Paradigmenwechsel" in der Frauenforschung. In S. Hradil (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996* (S. 497-513). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139949>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

# Differenz und Dekonstruktion: Anmerkungen zum »Paradigmenwechsel« in der Frauenforschung.

*Gudrun-Axeli Knapp*

## 1. Einleitung

In der jüngeren feministischen Theoriediskussion ist unter dem Stichwort »Dekonstruktion« von einer Trendwende oder sogar von einem Paradigmenwechsel die Rede. Der älteren Frauenforschung wird vorgehalten, die Geschlechterdifferenz »reifizierte« (Gildemeister/Wetterer 1992) und damit den Differenzmythos fortgeschrieben zu haben. Der dekonstruktive Feminismus sei radikaler insofern, als er die kulturellen Grundlagen des Systems der Zweigeschlechtlichkeit offengelegt habe. Bei genauerem Hinsehen erweist sich der laut Selbstbezeichnung »dekonstruktive« Feminismus als ein Spektrum unterschiedlicher Disziplinen und durchaus kontroverser theoretischer Richtungen. Sie reichen von Varianten, die sich auf die sprachtheoretisch revidierte Psychoanalyse Lacans beziehen, über Derrida's philosophisches *différance*-Denken bis hin zu ethnomethodologisch-konstruktivistischen Ansätzen.

Auch die Horizonte dessen, was mit »Dekonstruktion« bezeichnet wird, variieren erheblich. Schlichte Aufklärung über Aspekte der kulturellen Auslegung von Geschlechtsunterschieden steht neben literarisch-ästhetischen Formen der De-Stabilisierung fixer Bedeutungen von Geschlechterdifferenz. In einem weit gefaßten politischen Sinn ist »Dekonstruktion« in Teilen der post-strukturalistisch orientierten feministischen Diskussion verstanden worden als Kritik des normativen Zwangszusammenhangs von Körpergeschlecht, Geschlechtsrolle und Heterosexualität und als Frage der Vervielfältigung von Subjektpositionen. Hier haben, inspiriert vor allem durch die Queer Theory (Butler 1993; Hark 1993), Vorstellungen der Subversion des Anscheins natürlicher heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit durch Formen von Parodie und Travestie eine Rolle gespielt.

Gemeinsam ist den diversen Ansätzen ein gewisse Emphase, ein Pathos des Neubeginns, das ein wenig an die feministische Rhetorik der siebziger Jahre erinnert und zumindest *darin* eine Fortsetzung impliziert. Dabei sind gleichzeitig zentrale Begriffe der älteren Frauenforschung – Subjektivität, Erfahrung, Gesellschaft – verabschiedet worden oder in den Hintergrund getreten. Sie wurden mehr oder weniger ersetzt durch: Intersubjektivität, Interpretation, Kultur.

Die nachstehenden Überlegungen konzentrieren sich auf die *ethnomethodologisch* orientierte Geschlechterforschung und auf die dort aufgeworfene Frage nach dem Zusammenhang von Hierarchie und Differenz. Die angenommene Gleichursprünglichkeit von binärer Geschlechterklassifikation und Hierarchisierung war es ja, die hier zum Angel- und Fluchtpunkt für »dekonstruktivistische« Überlegungen wurde: Der Dualismus muß verschwinden, wenn Diskriminierung ein Ende haben soll.

Welche Konstruktion von »Differenz« liegt diesem Ansatz zugrunde und wie tangiert diese Eigenkonstruktion die Vorstellung möglicher »Dekonstruktion«?

Dieser Frage wird aus zwei Perspektiven nachgegangen:

1. mit Blick auf die Konzeptualisierung von Geschlechterdifferenz und -hierarchie;
2. bezogen auf die Frage nach Subjektivität.

Gerade weil ich mit der anti-essentialistischen Intention sympathisiere, liegt mir daran, das spezifische Potential und die Grenzen des in der Frauenforschung prominent gewordenen »Gendering«-Ansatzes zu beleuchten. Meine Kritik ist doppelt motiviert: Zum einen sollen – auf dem Hintergrund einer methodologischen Orientierung an Adorno – ältere feministische Positionen gegen den allzu pauschal geratenen Reifikationsvorwurf verteidigt werden. Zum anderen geht es um das Verhältnis von Kritischer Theorie und Dekonstruktion:

In jüngster Zeit ist in der internationalen Theoriediskussion immer wieder auf thematische Affinitäten zwischen dekonstruktivistischen Ansätzen und der älteren Kritischen Theorie hingewiesen worden. Dabei wurden der anti-ontologische Impetus, die Entschiedenheit der Identitätskritik und die Negativität des Denkens, insbesondere Adornos, hervorgehoben. In der Feststellung solcher Familienähnlichkeit werden allerdings grundlegende Differenzen unterschlagen, die es – im Sinne der Weiterentwicklung feministischer kritischer Theorie – im Blick zu behalten gilt.

## 1.1 Paradigmatische Spannungen

In der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Diskussion ist der Dekonstruktions-Anspruch Anfang der 90er Jahre aufgetaucht, explizit etwa in dem breit rezipierten Text über die »soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung« von Regine Gildemeister und Angelika Wetterer (1992). Dieser Aufsatz, der eine kritische Auseinandersetzung mit der älteren Frauenforschung verknüpft mit einer Darstellung konstruktivistischer Zugangsweisen zur Geschlechterdifferenz, leitete – fast zehn Jahre nach Carol Hagemann-Whites einschlägigen Publikationen – einen Rezeptions-Schub englischsprachiger Texte aus den Traditionen der Ethnomethodologie, des symbolischen Interaktionismus und der phänomenologischen Soziologie ein. Damit wurde in der Frauen- und Geschlechterforschung ein Perspektivenwechsel initiiert: Anstatt wie bisher den »großen Folgen« des »kleinen Unterschieds« nachzugehen, wurden nun die kulturellen Voraussetzungen und die Konstruktionsmechanismen der Unterscheidung zweier Geschlechter zum primären Forschungsgegenstand gemacht.

Der »Gendering«-Ansatz, wie er in Betonung der konstruktiven Aktivität genannt wird, hat die Frauenforschung durchaus bereichert: zum einen durch die Radikalisierung der kulturellen Dimension der Sex-Gender-Unterscheidung, zum anderen durch die Akzentuierung des wechselseitig reflexiven Charakters von körperlichem Geschlecht (*sex*), Geschlechtskategorie (*sex-category*) und sozialem Geschlecht (*gender*) in Zuschreibungs- und Darstellungsprozessen.

Dennoch ist es überzogen, diese Entwicklung als Übergang zu einem »alternativen Paradigma« aufzufassen, das zu einer völligen und produktiven Neuorientierung in der Frauen- bzw. Geschlechterforschung führen würde.

Es sieht eher so aus, als würde sich das analytische Potential geradezu erweitern in dem Maße, in dem der Boden ethnomethodologischer Orthodoxie verlassen wird und konstruktivistische Zugangsweisen mit anderen in Korrespondenz treten. Hier aber stoßen wir auf das Problem des theoretischen Eklektizismus und auf gewisse paradigmatische Spannungen zwischen den in Anspruch genommenen Ansätzen, die bislang zu wenig diskutiert worden sind.

Zwischen dem antifundamentalistischen Impetus, mit dem der Reifikationsvorwurf an die ältere Frauenforschung vertreten wird, und der tatsächlichen empirisch-theoretischen Tätigkeit der Rekonstruktion der Herstellung von »Sex« und »Gender«, von Differenzierung und Hierarchisierung, klafft häufig ein Widerspruch. Unter der Hand setzt sich sogar eine Variante von

Reifizierung der Geschlechterdifferenz fort: nun als *Prozesskategorie*, wenn unter der Prämisse einer »Omnirelevanz« von Geschlecht (West/Zimmerman 1991) das fortlaufende »doing gender« als kontinuierliche und simultane Hervorbringung von Differenz und Hierarchie nachgezeichnet wird.

Ob man aus der sozial unhintergehbaren Präsenz von Geschlecht in face-to-face-Interaktionen auf eine *Omnirelevanz* von Geschlecht und der jeweiligen Geschlechtsbedeutungen schließen kann, ist durchaus bestreitbar.

Aus der Sozialpsychologie, insbesondere der Konflikt- und Rassismusforschung, ist bekannt, daß das spezifische Gewicht, das Gruppen- und individuelle Eigenschaften in Zuschreibungs- und Darstellungsprozessen haben können, kontextbezogen variiert.<sup>1</sup> Zu den beeinflussenden »Kontexten« gehören jedoch nicht nur die deskriptiv erfaßbaren mikrologischen Merkmale einer Situation oder des empirischen Forschungssettings, sondern auch *inersubjektive* und *gesellschaftliche* Bedingungen.

Die im engeren Sinne ethnomethodologische Geschlechterforschung stößt in Bezug auf die letztgenannten Dimensionen auf klare Grenzen, die in der theoretischen Architektur dieses Ansatzes angelegt sind:

- zum einen der Abwesenheit subjekttheoretischer Reflexionen, die es erlauben würden, die konflikthaften Prozesse geschlechtstypischer Formen von Individuation, Enkulturation und »innerer Vergesellschaftung« (Adorno) zu beleuchten;
- zum anderen dem Fehlen einer gesellschaftstheoretischen Perspektive, die es erlauben würde, Widerspruchs- und Konfliktpotentiale im Geschlechterverhältnis als strukturell verankerte zu bestimmen.

Daß diese Begrenzungen wahrgenommen, aber in ihren theoretischen Konsequenzen bisher ungenügend reflektiert werden, zeigt sich in den Mischbegrifflichkeiten, die in der einschlägigen feministischen Diskussion anzutreffen sind. So paßt etwa ein kritischer Begriff von »Ideologie« nicht in einen Text aus der ethnomethodologischen Tradition, weil dort gar keine Unterscheidungsmöglichkeit zwischen den Konstruktionsprozessen der »Mitglieder« einer Ethnie und der »wirklichen Wirklichkeit« angelegt ist.

Ähnliches gilt für den Strukturbegriff, der einerseits prozessualisiert und aufgelöst wird in die »ongoing activities« einer »Vollzugswirklichkeit« (Bergmann 1974), andererseits aber in Rekursen auf Begriffe wie »Geschlechterverhältnis«, »Geschlechtertrennung« unterstellt wird.

Nun zum Zusammenhang von Hierarchie und Differenz. Angelika Wetterer schreibt: »Nimmt man den einfachen Sachverhalt ernst und beim Wort ›what is socially constructed can be reconstructed, and social relations can be

rearranged (Lorber 1991:355), macht es einen erheblichen Unterschied, ob man die Grundstruktur der Geschlechtertrennung und Geschlechterdifferenz einbezieht oder nicht. Tut man es nicht, läge die Perspektive in einer Reformulierung und Enthierarchisierung der Differenz; tut man es, so läge die Perspektive in einer Dekonstruktion der Differenz selbst, und zwar in gewisser Hinsicht auch als Voraussetzung für einen Abbau der Geschlechterhierarchie« (Wetterer 1992:31).

Geschlechterdifferenz und -hierarchie werden hier als ebenso gleichursprünglich konzipiert wie Natur und Kultur, Sex und Gender. Es ist die Rede von der binären »Grundstruktur« oder – in Anlehnung an Mary Douglas – von der »formalen Struktur« der Zweigeschlechtlichkeit. In solchen Formulierungen bleibt undeutlich, ob dies als empirisch-historische Feststellung oder als kognitives apriori gedacht ist. Auch wenn an anderer Stelle eindeutig Position im ersteren Sinne bezogen wird, so weisen die Verwendungen des Begriffs der »binären Klassifikation« häufig in entgegengesetzte Richtung.

Die in der jüngeren feministischen Diskussion verbreitete Annahme, daß binäre Unterscheidungslogik per se Hierarchisierung impliziert, ist erkenntnistheoretisch nicht zu begründen. Die reine Logik des Unterscheidens macht es ebenso möglich, in der Vielfalt zu differenzieren und zwei unterschiedene Kategorien gleichwertig nebeneinander stehenzulassen. Und umgekehrt lehrt die Geschichte rassistischer Klassifikationsmuster und deren Rangordnungen, daß eine Vervielfältigung von Kategorien nicht vor Hierarchisierungen schützt, sondern die Differenzierungs- und Hierarchisierungsmöglichkeiten vervielfältigt.

Nun gibt es durchaus im weiteren Kontext der Dekonstruktions-Diskussion Positionen, welche die zwangsläufige Gleichursprünglichkeit von Hierarchie und Differenz theoretisch begründet haben. Etwa strukturalistische Auffassungen von der »phallogozentrischen« Verfaßtheit der Symbolischen Ordnung, die sich dem konstitutiven Zusammenhang von Inzestverbot und Frauentausch verdankt. (Vergl. in der auf Levy-Strauss strukturelle Anthropologie bezogenen französischen Diskurskonstellation etwa: Lacan 1973; Irigaray 1979; Kristeva 1982.) Wenn man sich darauf stützt, kommt man allerdings in den Einzugsbereich ahistorischer Kultur- und Sprachtheorie und in entsprechende Begründungsprobleme, worauf man denn die Hoffnung stützt, diese Ordnung zu verändern.

Denkbar wäre auch der Bezug auf Konzepte wie etwa Cicourel's (1981) tiefenstrukturelle »Basisregeln«, die er als universale kognitive Strukturen zu fassen versucht, die das apriorische Fundament sozialer Interpretationsprozesse bilden.

Damit aber gerät man in den Bereich der bekannten Aporien innerhalb der Ethnomethodologie: einerseits von der Annahme einer situativen Kontingenz alltäglicher Verstehensleistungen auszugehen (Indexikalität), andererseits nach invarianten, formalen methodischen Fundamenten für eben diese Verstehensleistungen zu suchen. Diese Grundlagenproblematik wird in der Diskussion des »Gendering«-Konzepts nicht erörtert.

Weder aus der reinen Logik des Unterscheidens noch aus empirischen Praxen von Unterscheidungen, die ja auch nichthierarchisch sein könnten, läßt sich eine generelle Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie ableiten.

Diese kann nur bestimmt werden im Rekurs auf historisch spezifische soziokulturelle, sozialstrukturelle und sozialpsychologische Bedingungen, die es ermöglichen, nahelegen oder dazu nötigen, Geschlechterdifferenz zu hierarchisieren.

Zu diesen Bedingungen gehören dann aber nicht nur formale Strukturen einer tradierten »binären Klassifikation« und deren kulturelle Bebilderungen bzw. interaktive Verifikationen, sondern ebenso die als Frauen und Männer »real existierenden« Subjekte und die gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen des »doing gender«.

In beiden Hinsichten – bezogen auf die Subjekte und bezogen auf Gesellschaft – stoßen wir nun auf problematische Seiten des ethnomethodologisch-konstruktivistischen Unterfangens, Geschlecht radikal zu prozessualisieren und Strukturbegriffe völlig zu verflüssigen.<sup>2</sup>

Mikrosoziale Prozesse der Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit sind nicht gleichzusetzen mit der sozialhistorischen Genese von Unterschieden zwischen den Genus-Gruppen und der Vergesellschaftung der Geschlechter. In der »Gendering-Diskussion« wird die spezifische Differenz und der Zusammenhang von interaktiven *Konstruktions-* und gesellschaftlichen *Konstitutions*prozessen jedoch unzureichend ausgelotet.

Dem korrespondiert eine Rhetorik des Verdachts. So taucht immer wieder der »Ontologieverdacht« auf, gegenüber den leisesten Versuchen, überhaupt etwas über Daseiendes (also Ontisches) zu sagen. Dabei kann es gar nicht darum gehen, ein »Gewordenes« – im Sinne eines geschichtlich Gewordenen – ontologisch, d.h. als Nicht-Vermitteltes zu behaupten. Zumindest für jene feministischen Ansätze, die sich im weiten Sinne auf dialektische Traditionen bezogen haben, ist unvermittelter Ursprung undenkbar.

Adorno sagt in der »Negativen Dialektik« (1970), daß der ontologische Fetisch der Unwiderruflichkeit des Seienden zergeht, wenn man daran erinnert, daß etwas nicht einfach nur »ist«, sondern »unter Bedingungen wurde« (Ador-

no 1970:60). Hier würden EthnomethodologInnen zustimmen, dann aber das »Werden« als situativen Prozeß von Geschlechtszuschreibungen und -darstellungen in actu, etwa als »konstruktive Episoden« (Hirschauer 1994), fokussieren.

Bei Adorno heißt es darüber hinausgehend: »Dies Werden verschwindet und wohnt in der Sache« (Adorno 1970: 60). Es gehe weder im Begriff auf, noch sei von seiner Faktizität, die es im Resultat des Prozesses gewonnen habe, einfach abzusehen. Beim Versuch aber, solche »in den Sachen« geronnene Geschichte sprachlich auszudrücken, stoße man auf das Problem, daß die verwendeten Worte Begriffe bleiben. Begriffliche Rekonstruktion ist nicht identisch mit dem Konstitutionsprozeß der »Sache«, Begriffe geben aber in gewisser Weise vor, das Gewordene zu repräsentieren: »Ihre Präzision surrogiert die Selbstheit der Sache, ohne daß sie ganz gegenwärtig würde« (Adorno 1981:60).

Diese Argumentation hebt, wie konstruktivistische Ansätze auch, die begriffliche Vermitteltheit aller sozialen Phänomene hervor. Das ist jedoch etwas anderes, als zu sagen, daß soziale Phänomene durch Begriffe konstituiert sind.<sup>3</sup> Anders als jene Kollegen und Kolleginnen, die angesichts der skizzierten Erkenntnisproblematik die Frage tabuieren, *wie* denn das Werden »in der Sache wohnt«, würde ich mit Adorno daran festhalten, daß das gegenwärtige Werden nicht vom Vergangenen abzuspalten ist, und daß es Konsequenzen hat, wenn man dies tut.<sup>4</sup>

Aus der epistemologischen in eine gegenstandsbezogene Perspektive übersetzt hieße die Frage:

1. Wie kann man »Gewordensein« von Personen unter dem Gesichtspunkt »Geschlecht« fassen, ohne zu substantialisieren oder zu naturalisieren, aber auch: ohne in Rhetoriken zu verfallen, in denen die Dimension der biographischen Haftung von Erfahrungen, die subjektkonstitutive Verbindlichkeit von Individuation und Sozialisation, völlig aufgelöst ist?
2. Wie kann man über »Sex« (Körpergeschlecht) sprechen, ohne es zum letzten biologischen Grund der Zweigeschlechtlichkeit zu machen, aber auch, ohne in eine Sprache der Fiktionalisierung zu verfallen, in der nicht mehr erkennbar ist, daß über »zweite Natur« (Marx) verhandelt wird?
3. Wie kann man das »Gewordensein« von Geschlechterverhältnissen fassen, ohne Gesellschaft zum Naturzustand zu verdinglichen, aber auch ohne das Moment von Verselbständigung, den Überhang an Objektivität zu unterschlagen, der mit den historisch entwickelten Formen der Vergesellschaftung von Institutionen und sozialen Funktionsbereichen verbunden ist?



In der Tradition der Kritischen Theorie liegt der Ansatzpunkt eines anti-essentialistischen und anti-ontologischen Denkens im konkreten historischen Nachweis und der historischen Rekonstruktion gegenwärtiger Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten, Konfliktkonstellationen und Verfestigungen in Bezug auf Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnis sowie mit Blick auf Trennlinien innerhalb der Genus-Gruppen: »Die Erfahrung vom widerspruchsvollen Charakter der gesellschaftlichen Realität ist kein beliebiger Ausgangspunkt, sondern das Motiv, das die Möglichkeit von Soziologie überhaupt erst konstituiert. Nur dem, der die Gesellschaft als eine andere denken kann denn die existierende, wird sie ... zum Problem; nur durch das, was sie nicht ist, wird sie sich enthüllen als das, was sie ist« (Adorno 1972: 564).

Erst in der Reflexion auf ihr geschichtliches »Gewordensein« lassen sich jene »Kräfte und Gegenkräfte« (Horkheimer) konkretisieren, historisch-gesellschaftlich, in den Subjekten und zwischen Genus-Gruppen, um die es einer kritischen feministischen Theorie zu tun ist. Ohne Einsicht in die vorausgegangenen Formen der Vergesellschaftung von Arbeit und Generativität, in die Organisationsform von Sexualität, in Formen von Macht und Herrschaft im Geschlechterverhältnis und deren sozialstrukturelle wie institutionelle Manifestationen, können die Verfaßtheit und die Konfliktkonstellationen im Geschlechterverhältnis der Gegenwart nicht zureichend begriffen werden.

Das, was die Wirklichkeit der »Sache« jeweils ist, konstellierte sich ein Stück weit um mit den Perspektiven, die darauf gerichtet sind. Und umgekehrt: die Verfaßtheit der »Sache« drängt, wenn sie im Forschungsprozeß zur Geltung kommen kann, auf Revisionen der Perspektiven: »Der bestimmbare Fehler aller Begriffe nötigt, andere herbeizuzitieren; darin entspringen jene Konstellationen, an die allein von der Hoffnung des Namens etwas überginge« (Adorno 1970: 60). Hier wird – im Rahmen eines negativ-dialektischen Konzepts von Vermittlung<sup>5</sup> – an einem materialistischen Verständnis von gesellschaftlicher Realität festgehalten.

Entwickelt wird ein Konzept von Wirklichkeitserkenntnis als explikativer Konkretion, das die konstruktiven Dimensionen des Erkennens nicht, wie der naive Realismus, unterschlägt. Adornos Aussage, daß es der *bestimmbare* Fehler aller Begriffe ist, der dazu nötigt, andere herbeizuzitieren, ist dabei nur denkbar auf dem Hintergrund eines historisch-empirischen Arbeitsbegriffs von gesellschaftlichen Vermittlungszusammenhängen und Konstitutionsprozessen. Erst ein sachhaltiger Arbeitsbegriff vom gesellschaftlichen Vermittlungszusammenhang erlaubt es, unspezifische Generalisierungen, Harmonisierungen und Ausblenden von Widersprüchen und Ungleichzeitigkeiten wahrzunehmen und zu korrigieren.

Der eher ahistorisch und empiristisch orientierte ethnomethodologische Ansatz, insbesondere in den Varianten, die sich auf die Rekonstruktion formaler methodischer Regeln von Sinngebungsprozessen beschränken, liefert hier kaum Anknüpfungsmöglichkeiten.

Reflexionen auf übergreifende gesellschaftliche Zusammenhänge und auch auf das darin eingebettete eigene Erkenntnisinteresse, in diesem Falle feministisches Erkenntnisinteresse, sind in der Ethnomethodologie Garfinkelscher Provenienz programmatisch blockiert. Sie sind blockiert durch das Indifferenz-Postulat, wonach man sich jeder Bewertung der untersuchten Wirklichkeitskonstruktionen zu enthalten habe, weil prinzipiell alle Entwürfe gleichberechtigt sind. Das Subjekt, das auf »etwas« schaut, soll dabei seine eigene Situiertheit nicht reflektieren, sondern ausklammern. Und sie sind blockiert durch die damit verbundene selbstverordnete Konzentration auf die Frage »Wie« Geschlecht gemacht wird. In der Wie-Frage aber ist die historisch-gesellschaftliche Verfaßtheit des Geschlechterverhältnisses immer schon unterstellt, ebenfalls ohne reflektiert zu werden.

Geschlecht und Geschlechterverhältnisse sind aber nicht nur etwas, das situativ konstruiert, dargestellt und produziert wird, sondern auch etwas »Gewordenes«, das als »geronnene Gewalt der Geschichte« (Marcuse) die Handlungs- und Einsichtsmöglichkeiten der Individuen faktisch beschränkt.

Am Beispiel der Gleichstellungsproblematik soll verdeutlicht werden, daß es politische Konsequenzen hat, wenn diese Differenz nicht mehr gedacht werden kann.

## 1.2 Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion

Regine Gildemeister und Angelika Wetterer weisen zu Recht auf Paradoxien der Frauenförderung hin: »Um die hierarchische Struktur des Geschlechterverhältnisses abzubauen, beschreitet sie (notgedrungen) einen Weg, der immer auch als Reifizierung und Neu-Dramatisierung des binären Grundmusters zu verstehen ist und der damit das Koordinatensystem von Gleichheit und Differenz, von »männlich« und »weiblich« nicht verschiebt« (Gildemeister/Wetterer 1992: 248).

Das hier beschriebene Reifikations-Dilemma läßt sich ergänzen durch die bekannten Dilemmata von Gleichheit und Differenz: Wenn Ungleiches gleich behandelt wird, so führt das zur Fortschreibung von Ungleichheit; Gleichheit *vor* dem Gesetz garantiert nicht Gleichheit *nach* dem Gesetz. Und umgekehrt: Wenn ausschließlich die Differenz betont wird, so mündet dies in die Fort-

schreibung und Verstärkung des Stigmas der Abweichung. Um politisch mit diesen Dilemmata umgehen zu können, müssen die Einzugsbereiche von Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion präzisiert werden.

Regina Becker-Schmidt (1996), auf die ich mich im folgenden beziehe, hat kürzlich in einer gesellschaftstheoretischen Perspektive verdeutlicht, daß aus historischen Gründen eine dialektische Beziehung zwischen Gleichheit und Differenz besteht. Eine Politik, die Gleichstellung der Geschlechter durchsetzen will, könne nicht auf das Argument der Gleichwertigkeit in der Gegenwart verzichten, und müsse dennoch historisch entstandene soziale Differenzen zwischen den Genus-Gruppen in Rechnung stellen. Das heißt: der Bezug auf Gleichheit kann nicht, wie es die derzeitige Rechtsprechung zu tun pflegt, im liberalistischen Sinne einer abstrakten Durchsetzung des Gleichheitsprinzips als individuelle Gleichbehandlung – als »doing equality« – gefaßt werden. Stattdessen gilt es zu zeigen, daß die Realisierung gleicher Partizipationschancen an die Berücksichtigung von gruppenspezifischen Ausgangsbedingungen gebunden ist, d.h. an eine Dimension struktureller Differenz. Diese resultiert aus den Konsequenzen der Geschichte geschlechtstypischer Schließungen, Strukturierungen und Hierarchisierungen im Ausbildungssystem und am Arbeitsmarkt, aus geschlechtstypisch verteilten Familienverpflichtungen, aus stereotypen Zuschreibungen usw. Referenzpunkt für die inhaltliche Bestimmung von Differenz ist dabei der historisch generierte und rechtlich codierte Anspruch auf Gleichheit.

Welchen Ort hat in diesem Zusammenhang eine Politik der Dekonstruktion?

Dekonstruktion setzt durchweg an bei der Verschiebung von Geschlechtsbedeutungen und der Problematisierung von Identitätspolitik. Sie vermeidet es daher, Politiken auf Fundamente von Vereigenschaftlichung zu gründen und macht, wie Angelika Wetterer (1993) hervorhebt, auf Plausibilitätsverluste von Stereotypisierungen aufmerksam. Diese Sicht, so richtig sie im Ansatz sein mag, reicht nicht weit genug. Es würde im Zeichen einer so verstandenen Dekonstruktion zwar aufgehört, Politik weiterhin über Geschlechtseigenschaften zu begründen, die vorfindliche Geschlechterstruktur und die institutionalisierten Machtverhältnisse würden jedoch dadurch noch nicht geändert.

Dekonstruktion ist, um langfristig greifen zu können, angewiesen auf »bestimmte Negation« von Ungleichheitsstrukturen – und diese ist nur denkbar im Rekurs auf Analysen, die strukturelle Ungleichheitslagen in den Blick nehmen können (Becker-Schmidt 1996). Gleichstellung und Frauenförderung beinhalten somit prinzipiell eine dreifache Perspektive, in der Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion verknüpft sind:

1. Sie richten sich auf die Herstellung von Chancengleichheit in jedem Einzelfall und damit gegen *aktuelle* Benachteiligung (Gleichheit als Antidiskriminierung);
2. Sie formulieren Strukturdefizite korrigierende Programme im Sinne besonderer Förderung für Frauen als Mitglieder einer Genus-Gruppe. Diese Förderung trägt strukturellen Besonderheiten Rechnung, die aus *historischen* Gründen weibliche Lebenszusammenhänge bis heute besonders charakterisieren (Differenzperspektive als kompensatorische Förderung, die auf Strukturdefizite reagiert).
3. Sie vermeiden Identitätskategorien zur Fundierung ihrer Politik und kritisieren Stereotypisierungen. (Dekonstruktion als Kritik der Vereingenschaftlichung).

Gruppenbezüge werden in diesem Zusammenhang nur als strukturelle artikuliert, d.h.: Fluchtpunkt der Argumentation ist nicht die Geschlechtskategorie »Frauen« und Eigenschaften der Personen, die darunter fallen, sondern Hierarchien und Ungleichheitslagen zwischen den Genus-Gruppen. Diese selber sind wiederum so differenziert zu fassen, daß Unterschiede in der Betroffenheit von solcher Ungleichheit zur Geltung gebracht werden können.

Ein derartig mehrdimensionales Verständnis von Gleichstellungspolitik würde nicht die klassifikatorische Zweigeschlechtlichkeit »an sich« angreifen, was »an sich« ohnehin nicht möglich ist, sondern ihre spezifischen herrschaftsförmigen Ausprägungen, zu denen auch der Identitätszwang gehört. Der Zusammenhang von Differenz und Hierarchie kann nur in den historischen Konkretionen kritisiert werden, in denen er zum Tragen kommt. In diesen Konkretionen zeigen sich erst die Konfliktlinien, die in einer kritischen Perspektive aufgegriffen werden können.

Damit ist theoretisch jedoch nicht nur die Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen des »doing gender« aufgeworfen, sondern auch die Frage nach den Subjekten des »doing gender« und nach den Subjekten möglicher und unmöglicher Politik.

### 1.3 *Subjektivität als Black-Box*

Es ist bemerkenswert, daß im Zusammenhang der Dekonstruktions-Diskussion die Frage nach subjektiven Bedingungen der Möglichkeit dieser Politik völlig ausgespart bleibt. Das hat systematische Gründe, die im Feld poststrukturalistischer »Dekonstruktion« anders aussehen als im Kontext der Lacanianischen Theoriebildung oder in der Ethnomethodologie, um die es mir hier

geht. Die Subjekte des ethnomethodologischen »doing gender« sind theoretisch und empirisch auf merkwürdige Weise irrelevant. Sie werden als Black-Boxes behandelt, als personale Anhängsel ihrer Kognitionen, denen das theoretische Interesse gilt. Sie kommen ins Blickfeld als Intersubjekt oder, wenn überhaupt, als Objekte ihrer Selbstkonstruktion.<sup>6</sup> Anscheinend aus Furcht vor Essentialisierung wird die Frage nach der Verfaßtheit von Subjektivität entweder generell vermieden oder in einer Weise gestellt, die Subjektivität soziologisch veräußert.

So stellt etwa Stefan Hirschauer fest: »Die Strukturen der Persönlichkeit bestehen aus mikrosoziologischer Sicht in den Praktiken durchaus erwachsener Menschen, die sich in ihrem Alltagsleben kontinuierlich zu Frauen und Männern machen und machen lassen« (Hirschauer 1995: 69). Es ist die Ausschließlichkeit, mit der diese Perspektive eingenommen wird, die zum Manko wird: Wie Geschlechterdifferenz »gesehen« und auf sie reagiert wird, hängt ja nicht zuletzt auch von psychischen Dispositionen ab, die einen dazu bringen auf Differentes mit Abwehr, Faszination oder Indifferenz zu reagieren. Bei aller interindividuellen Variation gibt es anscheinend doch innerpsychische Konfliktkonstellationen, die in bestimmten soziokulturellen Kontexten als geschlechtstypisch gelten können.

Allein die oft zwanghaft anmutenden Inszenierungen von Männlichkeit, auf die Autoren unterschiedlicher theoretischer Herkunft hingewiesen haben, deuten darauf hin, daß es von enormer affektiver Relevanz sein muß, sich und andere der Nicht-Weiblichkeit zu versichern, wobei Nicht-Weiblichkeit gleichzeitig als Nicht-Homosexualität konnotiert ist (z.B. Connell 1995; Pleck 1981; Pohl 1996; Tyrell 1989).

Die unterschiedliche Positionierung der Geschlechter im Koordinatensystem der Zweigeschlechtlichkeit und in den Strukturen des Geschlechterverhältnisses wirkt sich aus in lebensgeschichtlich generierten charakteristischen Erfahrungen und Konflikten. Diese können theoretisch beschrieben und empirisch untersucht werden – auch ohne in homogene Konzeptionen weiblicher oder männlicher »Sozialcharaktere« (Knapp 1993) einzumünden, wie offenbar befürchtet wird.

In seinem Text über die »Soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit« (1994) versucht Stefan Hirschauer, im Rahmen einer wissenssoziologischen Perspektive die Frage nach dem Subjekt einzubeziehen. Allerdings beschränkt er sich dabei auf die Frage, welchen Anteil biographische Dispositionen bei der Stabilisierung von Konstruktionsprozessen von Geschlecht haben. Inhaltlich werden diese Dispositionen gefaßt als *biographisches Gedächtnis*, als erinnertes *Wissen* um die Geschichte der Platzierung in eine Ge-

schlechtskategorie; und als *korporales Gedächtnis*, einer Art inkorporierten Darstellungsrepertoires von Geschlechtszugehörigkeit, die beide als »Trägheitsmomente« in die Interaktionen eingehen. Immanent gesehen konsequent, bleibt der Versuch doch unzureichend.

Nicht nachvollziehbar ist vor allem, daß biographische Dispositionen in Bezug auf Geschlechtszugehörigkeit von vornherein nur als Elemente der Stabilisierung in den Blick genommen werden, nicht auch als potentiell konflikthafte, die dazu anstacheln, Identitätszwänge auf verschiedenen Ebenen zu durchbrechen. Hier hat die feministische Geschlechterforschung in der Tat eine spezifische Aufmerksamkeit.

Affektivität, Emotionalität, die Frage des Begehrens und entsprechender Dynamiken spielen in diesem Ansatz keine Rolle. Dabei dürfte es im Bereich der Forschung zur Geschlechterdifferenz mehr als nur plausibel sein, die Dimension der Psychosexualität einzubeziehen. Phänomene wie Sexismus, Gewalt, Abwertung, an denen sich feministische Kritik abarbeitet, sind ohne sie nicht faßbar.

Im Rahmen des ethnomethodologischen Zugangs wären derartige Phänomene allenfalls in einer Meta-Perspektive thematisierbar: Etwa indem die Ethnomethoden der Konstruktion von Gewalt im feministischen Reden über Gewalt untersucht würden. Dies wäre zweifellos eine wichtige Frage, die Prozesse der Selbstreflexion anregen kann. Wer Gewalt ausübt, wem sie gilt, was sie ermöglicht und wie sie bekämpft werden kann – solche mindestens ebenso naheliegende Fragen würden allerdings den Horizont dieser Tradition sprengen.

#### 1.4 *Differenz ohne Differenzierung*

Im Spektrum des sogenannten »dekonstruktiven« Feminismus sind soziokulturelle Unterschiede zwischen Frauen relativ früh zum politischen und theoretischen Problem gemacht worden. Das paradoxe Moment liegt darin, daß damit einerseits ein Versprechen auf Differenzierungen gegeben ist; daß aber andererseits die Theorietraditionen, die hier vorwiegend zum Zuge kommen, von ihrem analytisch-begrifflichen Potential her nicht zureichend in der Lage sind, diese »Differenzen«, etwa die vielzitierten Unterscheidungen nach Geschlecht, Klasse, Ethnizität, Hautfarbe, Sexualität, inhaltlich auszuloten.

Solange solche Kategorien lediglich im Sinne des »doing difference« (West/Fenstermaker 1996) oder als Formen diskriminierender Klassifikation bzw. symbolischer Konstruktionen von Gruppenidentitäten konzipiert werden,

wie dies im Kontext US-amerikanischer »identity-politics« geschieht, kann ihre je spezifische Verfaßtheit und können die Zusammenhänge, in denen sie als soziale Verhältnisse und Formen der Normalisierung zueinander stehen, nicht ausgelotet werden.

Von welchen Bedingungen – historisch, geographisch und sozial – muß hier abstrahiert werden, wenn man »Dekonstruktion« der Zweigeschlechtlichkeit als politische Perspektive propagieren will?

Ein Gütezeichen der feministischen Diskurskonstellation liegt nun genau darin, daß wir aus Gründen der Selbsterhaltung politisch genötigt sind, derartige »Differenzen« zu reflektieren. Um dies zu können, sind wir als Wissenschaftlerinnen genötigt, uns gegenüber theoretischen Richtungen unorthodox zu verhalten und über den Tellerrand der jeweils eigenen Disziplin hinauszuschauen.

Hier liegt nach wie vor ein innovatives Potential der Frauen- und Geschlechterforschung: Sie bezieht sich auf einen Gegenstandsbereich, in dem der bestimmbare Mangel androzentrischer oder geschlechtsblinder Begriffe auf Revision überkommener Analyseperspektiven drängt; auf einen Gegenstandsbereich, dessen Komplexität und Spezifik immer wieder dazu nötigt wissenschaftliche Arbeitsteilungen zu durchbrechen, wie etwa die zwischen Mikro- und Makrothemen, sozialstrukturellen und symbolisch-kulturellen Problemdimensionen. Und: sie arbeitet in einem Gegenstandsbereich, in dem die Einseitigkeit von Perspektiven – z.B. der Ethnozentrismus – sehr schnell thematisiert werden kann, gerade weil es den feministischen Bezugshorizont »Wir Frauen« gibt, der ja als Reifikation kritisiert worden war. Einem »Wir« allerdings, das in der Abarbeitung an »Differenz« ständig reformuliert und partiell auf Distanz gebracht und (nur) in diesem Sinne »dekonstruiert« werden muß. Bestimmbar sind die Mängel der Begriffe also nicht nur im Rahmen der akademischen Diskussion und ihrer Standards, sondern auch politisch: mit Blick auf historische Ausschlüsse und Grenzziehungen, die nach wie vor zu den Ermöglichungsbedingungen des feministischen Diskurses gehören wie auch zu den Bestimmungsgründen seiner Veränderung.

## Anmerkungen

- 1 Auch in der konstruktivistischen Geschlechterforschung wird dieses Problem inzwischen gesehen, allerdings wird es eher als methodisches Problem diskutiert, das

- mit dem spezifischen feministischen Forschungsinteresse und der Varianz mikrosozialer Situationen zusammenhängt (z.B. Hirschauer 1995).
- 2 So heißt es auch bei Angelika Wetterer: »Es scheint mir ... weit sinnvoller, in Prozeßkategorien zu denken, statt in Strukturkategorien, die die historische Entwicklung quasi an einem Punkt zum Stillstand bringen und dadurch zu deren Reifizierung und Verdoppelung führen« (A. Wetterer: 1992: 35).
  - 3 »Wissen und Gewußtes sind in der echten Metaphysik identisch, das Dasein, von dem sie spricht, »ist konstituiert durch Erschlossenheit, d.h. Verstehen« (Horkheimer 1988: 87).
  - 4 Dies ist eines der zentralen Probleme innerhalb diskurstheoretisch orientierter Frauenforschung, in der nicht immer mit der nötigen Klarheit zwischen epistemologischen und ontischen Dimensionen eines Problems differenziert wird. So wird u.a. die Differenz zwischen historischer Konstitution und diskursiver Konstruktion nicht genügend herausarbeitet mit dem Ergebnis, daß wissenschaftliche Diskurse über Weiblichkeit und Männlichkeit verwechselt werden mit dem »gelebten Leben« von Frauen und Männern. Ich bezweifle allerdings, daß dies Problem durch eine Ausdehnung des Diskursbegriffs auf alle Formen von kulturellen Praxen (Maihofer 1996) gelöst werden kann. Der Einzugsbereich des Begriffs wird damit so überdehnt, daß er unspezifisch wird und alles und damit nichts mehr faßt.
  - 5 Ausführlicher hierzu: Regina Becker-Schmidt (1996): Provokation ohne Vermittlung. Anmerkung zu Donna Haraways Kritik an bipolaren Dichotomien; Gudrun-Axeli Knapp: *Fragile Foundations. Situated Questioning. Strong Traditions*. In Maggie O'Neill (Ed): *Adorno, Culture, Feminism*. Im Erscheinen.
  - 6 Aus dem Kontext dieser Tradition heraus haben auch schon Carol Hagemann-White (1993) und Regine Gildemeister auf diesbezügliche Beschränkungen hingewiesen. Daraus Konsequenzen zu ziehen, würde allerdings heißen, den kognitivistischen Rahmen der Ethnomethodologie und des Konstruktivismus zu sprengen.

## Literatur

- Adorno, Theodor W. (1970), *Negative Dialektik*, Frankfurt.
- Adorno, Theodor W. (1972), *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, in: *Gesammelte Schriften* 8. *Soziologische Schriften* 1. Frankfurt/M.
- Becker-Schmidt, Regina (1996), *Einheit, Zweiheit, Vielheit. Identitätslogische Implikationen in feministischen Emanzipationskonzepten*, in: Ifg (Hrsg.) *Zeitschrift für Frauenforschung* 14 (Heft 2): 5-19.
- Becker-Schmidt, Regina (1997), *Provokation ohne Vermittlung. Anmerkung zu Donna Haraways Kritik an bipolaren Dichotomien*, in: *Soziologische Revue* (1997) (im Erscheinen).



- Bergmann, Jörg R. (1974), Der Beitrag Harold Garfinkels zur Begründung des ethno-methodologischen Forschungsansatzes. Unveröff. Diplomarbeit. München.
- Butler, Judith (1991), Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.
- Butler, Judith (1993), Körper von Gewicht. Berlin.
- Cicourel, Aaron (1981, orig. 1971), Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Opladen: 147-188.
- Connell, Robert (1995), Masculinities. Cambridge.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992), Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.), Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i. Br.
- Hagemann-White, Carol (1984), Sozialisation: Weiblich – Männlich? Opladen.
- Hagemann-White, C. (1989), »Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren ...«, in: Carol Hagemann-White/Maria Rerrich (Hrsg.), FrauenMännerBilder. Forum Frauenforschung Bd.2. Bielefeld.
- Hagemann-White, Carol (1993), Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen aus einer theoretischen Einsicht, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler.
- Hark, Sabine (1993), Queer Interventionen, in: Feministische Studien 11 (2): 103-110.
- Hirschauer, Stefan (1995), Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hrsg.), Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler.
- Hirschauer, Stefan (1994), Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46 (Heft 4)
- Horkheimer, Max (1988), Materialismus und Metaphysik, in: Gesammelte Schriften Bd. 3, Schriften 1931-1936. Frankfurt/M.
- Irigaray, Luce (1979), Das Geschlecht das nicht eins ist. Berlin.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1993), Der »weibliche Sozialcharakter« – Mythos oder Realität? in: Marlis Krüger (Hrsg.), Was heißt hier eigentlich feministisch? Bremen.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1996), Traditionen Brüche. Kritische Theorie in der feministischen Rezeption, in: Elvira Scheich (Hrsg.), Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1997), Fragile Foundations. Situated Questioning. Strong Traditions, in: Maggie O'Neill (Hrsg.), Adorno, Culture, Feminism. Im Erscheinen.
- Kristeva, Julia (1982), Die Chinesin. Die Rolle der Frau in China. Frankfurt a.M./Berlin/Wien.
- Lacan, Jaques (1973), Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. (Rede von Rom), Schriften I. Olten/Freiburg i.Br.: 71-170.
- Pleck, Joseph H. (1981), The Myth of Masculinity. Cambridge, Mass.

- Pohl, Rolf (1996), »Horror feminae«. Bausteine zu einer Psychoanalyse der Männlichkeit. Unveröff. Habilitationsschrift. Hannover.
- Tyrell, Hartmann (1989), Überlegungen zur Universalität geschlechtlicher Differenzierung, in: Jochen Martin/R. Toepfel (Hrsg.), Frau und Mann. Historische Anthropologie. Freiburg i.Br./München.
- Wetterer, Angelika (1993), Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluß zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel.
- Wetterer, Angelika (1995), Dekonstruktion und Alltagshandeln. Die (möglichen) Grenzen der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit, in: Erika Haas (Hrsg.), »Verwirrung der Geschlechter«. Dekonstruktion und Feminismus. München/Wien.
- Wetterer, Angelika (1992), Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt/New York.
- West, Candace/Sarah Fenstermaker (1995), Doing Difference, in: Gender and Society 9 (No. 4): 506-513.